

ausreißer

Die Grazer Wandzeitung

2012



Feind
bilder

Ausgabe #49

EDITORIAL

Einfache Lösungen?

Eben wurden weitere „Hilfszahlungen“ für Griechenland in Milliardenhöhe sowie eine Verlängerung der Rückzahlungsfrist der Kredite beschlossen. Während die am Abkommen Beteiligten aus EU und griechischer Regierung sich gegenseitig zum gelungenen Abschluss beglückwünschen, unterscheiden sich die Kommentare in diversen europäischen Mainstreammedien kaum von jenen an den Stammtischen: jedes noch so verblödete Klischee ist recht, wenn es darum geht, die ach so faulen Griechen den ach so tüchtigen Mitteleuropäern entgegen zu setzen und den Verlust „unserer“ Steuergelder zu brandmarken.

Was die einen als Rettung bezeichnen, heißt in der Realität nichts anderes, als ein ausbeuterisches System aufrecht zu erhalten und die ohnehin schon enormen Repressionen noch zu verstärken. Ein Sparpaket um andere treibt die Menschen in Griechenland in die Armut, die Reallöhne sind mittlerweile so niedrig, dass es nicht einmal mehr zum täglichen Überleben reicht, in Mülltonnen nach Essen zu suchen gehört zum Alltag, Pensionen wurden drastisch gekürzt, die Arbeitslosenzahlen sind enorm, die Gesundheitsversorgung kaum mehr gewährleistet, Medikamente bekommt, wer sie bezahlen kann, andere haben eben Pech gehabt. Das ist die eine Seite der Medaille, die die Troika aus EU-Kommission, EZB und IWF in Form von Gnaden-erlassen diktieren. Die andere sind Luxushotels, die besser gebucht sind denn je zuvor, Gourmetläden und Designershops, die aus dem Boden schießen ebenso wie schicke Restaurant-Terrassen, während einen halben Meter daneben die Mülltonnen nach Essbarem durchwühlt werden. Die Lifestyle-Berichterstattung in Hochglanzmagazinen stimmt Lobeshymnen auf dieses Luxusleben an, zu lesen etwa in der letzten *Woman*-Ausgabe, Tenor: es ändere doch nichts, sich ständig den Kopf zu zerbrechen, lieber einmal bei einem

Gläschen Champagner in den Sonnenuntergang blinzeln. Ähnliches ist aber nicht nur in belanglosen Magazinen oder Boulevardblättern, sondern auch in den ach so renommierten Feuilletons zu lesen. Brutale Ignoranz steht auf der Tagesordnung. Mit der/n sogenannten Krise/n wird die gigantische Umverteilungsaktion von unten nach oben nicht einmal mehr gerechtfertigt, sondern schlichtweg zur Selbstverständlichkeit erklärt, zur unabdingbaren Notwendigkeit, die kaum mehr kommuniziert werden muss. Diente der 11. September als Freibrief für den massiven Abbau von Bürgerrechten weltweit, ist nun die Krise einer für Ausbeutung, mit dem der Entzug der Lebensgrundlagen für Millionen von Menschen in zynischster Weise zur „notwendigen Maßnahme“ wird.

Und dabei geht es nicht um nationale Befindlichkeiten, gestützt wird das kapitalistische System. In Griechenland haben Deutschland, aber auch Österreich handfeste Interessen an dessen Fortbestand, will man doch die eigenen lukrativen Bankgeschäfte nicht gefährden und die Wirtschaftslage vor Ort ist ebenfalls nicht abgekoppelt von der neoliberalen Politik in Europa und weltweit zustande gekommen.

Nationale, wie Stereotypen generell sind nichts anderes als Methoden, anstelle komplexe(re)r Zusammenhänge einfache Lösungen und Schuldzuweisungen zu propagieren und damit vom tatsächlichen Problem abzulenken bzw. dieses gekonnt zu verschleiern – bedient man sich dazu doch aller zur Verfügung stehenden Mittel. Feindbilder zu erzeugen, die den Unmut vieler kanalisieren, hat sich als eines der probatesten erwiesen – zum Machterhalt jener, die von einem Unrechtssystem wie dem des Kapitalismus profitieren. Umso notwendiger ist es, dieses mittels radikaler Kritik als tatsächliches Feindbild zu entlarven und gemeinsam zu bekämpfen.

Evelyn Schalk



Anleitung zum Bleiben

Für MigrantInnen und Flüchtlinge, die nach Österreich kommen, gibt es eines zuhauf: Hindernisse, die es ihnen gezielt erschweren bzw. gänzlich verunmöglichen, hier zu leben und vor allem hier zu bleiben.

Dann gibt es jene Organisationen, die einspringen, gerade mal die Lücken im System füllen, dringend benötigte Hilfestellung in unmittelbaren Notlagen leisten, dabei aber gleichzeitig die Versäumnisse der Politik abfedern und dieser damit die größte Verantwortung abnehmen. Was wiederum bewirkt, dass sich die Spirale weiterdreht...

Eine dezidierte Unterstützung, und zwar zum Bleiben, gar eine Aufforderung, Einladung, Willkommensgeste wird von keiner Seite gesetzt. Zu sehr hat sich die brutale Abwehr- und Abschottungshaltung des rechten Randes als gesellschaftspolitischer (beinahe) Common Sense durchgesetzt. Was humanistisch sowieso unvertretbar ist, jedoch auch juristisch gegen zahlreiche internationale Abkommen verstößt und selbst einen wirtschaftspolitischen Nonsens darstellt, wird nicht nur weiterhin praktiziert und unkommentiert hingenommen, sondern in diversen Mainstreammedien heftig beklatscht. Dass jene, um deren Leben es dabei tatsächlich geht, nirgends zu Wort kommen, schon gar nicht öffentlich, scheint ebenfalls zur ach so demokratischen Normalität zu gehören. Für TouristInnen gibt es zahlreiche ReiseführerInnen, Guides, Gebrauchsanleitungen, die ihnen den Aufenthalt in Wien so angenehm wie möglich gestalten und sie mit allen relevanten (und irrelevanten) Informationen versorgen sollen. Hansel Sato hat, basierend auf der Idee einer ähnlichen Publikation aus Zürich, vor kurzem ebenfalls einen Guide herausgebracht, ein „Handbuch für Asylsuchenden und Migrant_innen“, und dieses kurzerhand „Bleibeführer_in Wien“ genannt. Erarbeitet gemeinsam mit vielen, die ihre eigenen Erfahrungen beigetragen haben, setzt sich die Publikation unmittelbar mit den realen

Gegebenheiten auseinander. Mehrsprachig und mit zahlreichen Piktogrammen versehen, soll es Kommunikationshindernisse soweit wie möglich überwinden und in 14 Kapitel geteilt übersichtlich Informationen zu allen Lebensbereichen vermitteln. Diese beinhalten – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – zahlreiche Anlaufstellen für diverse Hilfeleistungen, Notunterkünfte, Essensangebote und ähnliches mehr, aber auch Adressen zu allen Facetten des täglichen Lebens: Angebote, die von der Lokalbevölkerung selbstverständlich in Anspruch genommen werden, MigrantInnen aber oft verschlossen bleiben – obwohl gerade Asylsuchende umso dringender Zugang zu diesen benötigen, um sich ein Leben jenseits von temporären Notunterkünften in katastrophalen Zuständen, abweisenden Amtsstuben oder rassistischen Übergriffen im öffentlichen Raum aufzubauen. Die Kapitel reichen von „Bildung“, „Kommunikation“ über „Treffpunkte“ bis hin zu Kultur- und Sportangeboten, aber auch zum Thema „Queer“ oder „Kampf“ gibt es Kontaktadressen, wobei letzterer jenen um Rechte und Anerkennung meint – Selbstermächtigung statt Bittstellertum. Die äußerst gelungene graphische Umsetzung wird den mannigfaltigen Ansprüchen des Bandes gerecht und leistet auch die Verschränkung mit künstlerischen Aspekten, wie sie sich durch die gesamte Publikation zieht und schwerpunktmäßig an jenen Stellen erfolgt, die Bilder und Zitate von AsylwerberInnen aus dem unmittelbaren Diskussionsprozess wiedergeben.

In diesem „Testimonial“ ist u.a. zu lesen: „Some asylum homes are worse than the police cell“, oder „We have been living on packaged food and € 39,- monthly for over 6 years“ – und: „Viele Österreicher_innen beuten Asylwerber_innen aus, indem sie Hungerlöhne für ihre Arbeit bezahlen“; gleichzeitig: „Man muss sich als Asylwerberin unsichtbar machen“ – dieses Buch ist, als Akt der Handlung, das genaue Gegenteil: ein Beitrag zur Sichtbarkeit und zur (Selbst)Bewußtmachung. (esch)

feind liest mit

der feind steht links der feind steht rechts der feind steht
in der mitte der feind steht im osten der feind steht im
westen der feind steht im norden der feind steht im
süden der feind steht in den eigenen reihen der feind
ist der freund der ein freund war und oder sein wird
oder ist es gewesen und wird es gewesen sein ein feind
ist der freund des feindes der feind ist der feind des
freundes der feind ist der feind des feindes des feindes
der feind ist der freund des freundes des feindes der
feind bist du seid ihr sind wir bin ich

meine feinde sind deine feinde und deine freunde sind
meine freunde und die freunde deiner feinde sind die
feinde meiner freunde und die feinde deiner freunde
sind die freunde meiner feinde und wir sind die freunde
unserer freunde also sind wir wer wir sind freundlich
und wir sind freunde nur nicht die freunde unserer
feinde sind wir uns freundlich gesinnt und feindlich den
feinden

schuld an allem sind unsere feinde die sind anders als
wir die wir sind weil wir wissen dass wir sind wie wir sind
fürchten wir unsere feinde weil sie könnten so sein wie
wir und sicher sein dass an allem wir schuld sind wie
wir sicher sind dass sie schuld sind an allem und am
ende werden wir sehen dass wir recht gehabt hatten
aber wer lebt schon bis zum ende am ende wenn nicht
unsere feinde die fürchten wir weil sie haben schuld an
allem und wir haben recht wissen wir weil das recht
auf unserer seite und die feinde sind nicht auf unserer
seite geht es um uns oder die sehen das nicht anders
als wir aber sie haben das recht nicht auf ihrer seite
haben das wir

und weil wir das recht haben und recht und wissen
wofür und wogegen wir sind wir die gerechten und
erkennen den feind gerade wenn er sich auf das recht
beruft gerade wenn er sich auf unser recht bezieht
wissen wir dass das nur ein feind sein kann der was
uns recht ist billig zu nutzen versucht für sich also
gegen uns zu verwenden erkennen wir den feind der

sich auf unser recht beruft kann nur ein feind sein den
wir gerade daran erkennen dasselbe recht haben zu
wollen wie wir die wir allen die wie wir sind dasselbe
recht zuerkennen aber erkennen können das wir nur
wir nicht die feinde die gegen uns sind wenn sie für
unser recht sind sie gegen uns wollen uns nehmen
was uns gehört das recht geben können auf unserer
seite müssen wir vorsichtig sein und den feind gerade
im freund erkennen der kein freund ist sondern der
feind im gewande des freundes steht der feind neben
uns aber wir weichen nicht wir stehen da und können
einander erkennen wir sind freunde und nicht wie die
freunde die keine sind unsere feinde und wir erkennen
euch als unsere feinde in allen himmelsrichtungen
wissen wir was auch immer ihr tut behalten wir recht-
weil wir wissen was immer ihr tut ihr als feinde

wer wagt zu sagen wir seien wie die ist einer von denen
wer wagt zu sagen wir seien uns feind genug ist der feind
wir sind wir und der feind ist der feind ist der feind

und wir brauchen keine freunde weil wir wissen wo der
feind steht also links von links im rechten und rechts von
rechts im linken und links von rechts in der mitte und
rechts von links in der mitte und links von der linken
mitte im rechten und rechts von der linken mitte im
linken und links von der rechten mitte im rechten und
rechts von der rechten mitte im linken lager erkennen
wir die mitte der mitte als feind an den rändern ob
links oder rechts wissen wir haben recht und unsere
freunde sind wir die wir haben und die nicht unsere
feinde sind

*postscriptum : ja ihr habt recht manchmal hilft nur zu
sein wie die feinde um die freunde zu schützen und um
uns zu retten aber das steht auf einem anderen blatt*

Ralf B. Korte



big damn heroes

– Feindbild „Held“

Der Held¹, das geliebte Wesen – die Bandbreite ist groß: Ein reales Idol, eine Sportskanone, oder ein überlebensgroß projizierter (on & off the screen) Leinwandheld, der gnädig über die über ihn gemachten Witze lächelt und sie für sein Image nutzt. Für andere ist es der Erschaffer neuer Mythen und Welten, die Generationen nach ihm noch inspirieren oder das Fürchten lehren, aber zugleich durch sein kleingeistiges und reaktionäres Weltbild bekannt wurde. Nicht zu vergessen: Der verlorene Sohn einer weiteren kleinen Gemeinde, der in die Welt zog und es schaffte, aber dessen Werte und Ansichten selbst mit den abgestumpften Werte einer Repräsentativdemokratie kollidieren.

Eine kleine Bemerkung vorneweg: Felix Baumgartners vielbeachtetes Interview in der Kleinen Zeitung lieferte mir mit seinem Ruf nach einer gemäßigten Diktatur, zusammengesetzt aus Leuten der Privatwirtschaft, ein konkretes Beispiel – auf die Absurdität einer solchen Behauptung einzugehen, ist hier nicht notwendig. Diese Aussage illustriert vielmehr wunderbar das Problem, das ich mit Heldengestalten habe und warum ich ihnen nicht die Verehrung entgegenbringen kann, die sie gemeinhin erfahren.

Nun wäre einzuwerfen, dass gerade „reale“ Helden nicht wirklich mit ihren cinematischen und literarischen Gegenstücken mithalten können, selbst wenn letztere auf ihnen basieren sollten, denn irgendwie kommt da immer die Realität dazwischen. Aber in bester menschlicher Manier mit solchen Unzulänglichkeiten umzugehen, wird dann einfach aus der Realität ein Mythos konstruiert und dazu passend steigt ein Heros auf, umschwärmt und überhöht. Dankenswerterweise steuerte aber Baumgartner seiner eigenen Überhöhung mit diesem zeitig gegebenen Interview entgegen und entzauberte sich selbst – möchte mensch meinen. Doch die Zustimmung und VerteidigerInnen, die er fand, zeugen von einer anderen Sachlage...

Gesten machen Helden

Ich will hier nicht der Frage nachgehen, warum sich solche Gestalten immer wieder in der Rolle von PolitexpertInnen wiederfinden, sei es neben Diktaturen Housecleanings oder tausendjährige Reiche der Dunkelheit. Vielmehr ist es die Pose des Helden und das daraus resultierende oder erwartete Handeln, gegen das sich in mir der Widerstand regt. Die Verehrung des Helden, die reflexartige Verteidigung seiner Taten durch sein Gefolge eingeschlossen, ist nicht das alleinige Problem in diesem Zusammenhang.

Es ist die Geste des Heroischen, die für mich den Helden zum Feind macht. Jemandem, der „was“ erreicht hat, kann mensch nicht böse sein, immerhin hat er sich dies doch durch seine Leistung erarbeitet. Ein Held, egal ob real oder nicht, vollzieht und festigt auf seine Weise den Leistungsgedanken, der unser gesellschaftliches System in allen politischen Spektren mitprägt, vom Working Class Pride zu den Leistungsträgern, Integrationsleistungen bis hin zu seiner Verkehrung in der Korruption, die noch immer eine Affirmation der Leistung darstellt. Der Held legitimiert sich dabei selbst durch den Akt des Handelns, nicht den Gehalt, das Ziel seiner Handlung, auch wenn er – laut dem Mythenforscher Joseph Campbell, einem Experten für Heroen – stets noch einen Anstoß, einen Ruf ins Abenteuer braucht.

Der simpelste Fall ist oft das Aufstehen gegen das als Unrecht Erfahrene, sozusagen die elementare Geste des Helden. Die Antithese des Helden, der Antagonist, hingegen ist nur Nebensache. „Das Schlimmste was man tun kann ist nichts zu tun“ – frei nach Theodore Roosevelt – ist in dieser Hinsicht beinahe meine Lieblingsplattitüde. Es setzt die Tat vor den Gedanken, das Handeln über das Denken, leugnet die Reflexion ganz. Tun wir, damit es getan ist. Der Ruf des Höheren und der Wille des Helden tragen nicht nur die Tat, letztendlich liegt auch deren Legitimation in ihr selbst begründet,

also im Akt des Handelns, den Konsequenzen zum Trotz. So wird daraus ein Zirkelschluss, der noch weitere Kreise zieht. Daher sind die Rahmenbedingungen, was Unrecht konstituiert, oder was auch immer den Helden zum Handeln treibt, stets verhandelbar. Niemand, der handelt, wird sich als der Schurke sehen. Im Grunde existieren in der realen Welt damit nur „Helden“, die sich vielleicht gegenseitig eine Reibfläche bieten.

Triumph des Heros, die Eingemeindung des Antihelden

So ist der Gewinn durch das Wagnis allein bereits garantiert. Der Tat geht, wie Adorno und Horkheimer in ihrem Kapitel über Odysseus in der Dialektik der Aufklärung feststellen, ein Akt der Selbstverleugnung voraus, das kalkulierte Risiko des einen Großen, das vor dem möglichen Fall warnt, doch am Ende zum Triumph führt. Wenig überraschend ist hier auch die Rolle des Gefolges, durch dessen Opfer der Triumph des Helden erkaufte wird. Selbstverleugnung und die Auslagerung des Opfers binden so den Helden nicht an die Konsequenzen des gesetzten Akts, sie lassen ihn daraus gestärkt hervorgehen. Auch der Antiheld, der „Held“ mit gegensätzlichen, unheroischen Eigenschaften, bietet da keine Besserung. Zaudert er wegen seiner Fehler und Schwächen beim Handeln, mag er in manchen Fällen sogar die Handlung begreifen, bevor er sie setzt. Aber beim Antihelden setzt die Affirmation gerade an seinen Unzulänglichkeiten, seinen Schwächen an, und macht aus ihnen, nicht aus ihrer Überwindung seinen Triumph. Der Antiheld findet seine VerehrerInnen durch diese Bestätigung des „Schlechten“ und lässt sich als Lichtgestalt ins System eingemeinden.

Je offener narrativ (um nicht zu sagen fiktiv) der „Heldenstatus“ ist, umso leichter fällt auch die Enttarnung. Das funktioniert am besten bei den erfundenen Helden, deren moralischer Kompass durch narrative Verdichtung

leicht zu entschlüsseln ist. Da hinter solchen Heldenfiguren reale AutorInnen stehen, haben diese ihrerseits durch ihr Werk eine Art von Heldenstatus erfahren. Umso kontroverser werden dann ihre Aussagen, wenn sie den zuvor fiktiven Rahmen verlassen, wie es etwa Frank Miller, der Schaffer eines neuen „Batman“-Bildes, dem Ideengeber der „Dark Knight“-Filme, mit seinen hasserfüllten Aussagen gegenüber der Occupy-Bewegung demonstriert hat.² Dank seiner ellenlangen Liste an erfolgreichen Produktionen selbst ein Held der Comicszene, schuf Miller einen gebrochenen Helden, der dem Mythos des Fledermannes neue Kraft gab.

Kann mensch sich vom Heldendenken lösen? Akzeptieren wir unsere Helden und Heldinnen mit ihren Schwächen, so findet oft nicht eine notwendige Reflexion statt, sondern vielmehr blinde Affirmation. Das Irrationale des überhöhten Heros spiegelt sich in seinem irdischen Gefolge wieder, das gerne Taten und Worte des Helden zu verteidigen bereit ist. Dadurch nimmt es teil am Glanz des Heros, aber macht sich mitschuldig am negativen Ganzen, entlarvt sich bestenfalls im zum Scheitern verurteilten Versuch, sich dem Helden anzugleichen. Für das Wiedererstarken der narrativen Erklärungsmuster, der teils eschatologisch anmutenden großen Erzählungen, der naiven Wiederkehr von Gut und Böse, ist der Heros ein Sinnbild. Vielleicht schadet es daher nicht, den Heros als Abwechslung zum Feindbild zu haben und seine hohlen Gesten zu entlarven.

Markus Mogg

¹ Der Held wird hier vor allem als eine stark männlich konnotierte Konstruktion verstanden, daher die rein maskuline Schreibweise in diesem Text.

² Zu Frank Miller und den Kontroversen um seinen Batman empfehle ich zur weiteren Lektüre: Fisher, Mark. „Gothic Oedipus: subjectivity and Capitalism in Christopher Nolan's Batman Begins.“ *ImageText: Interdisciplinary Comics Studies*. 2.2 (2006). Dept of English, University of Florida. 8 Nov 2012. http://www.english.ufl.edu/imagetext/archives/v2_2/fisher. Sowie: Brin, David: Roll over, Frank Miller: or why the Occupy Wall Street Kids are Better than the #\$\$! Spartans <http://davidbrin.blogspot.co.at/2011/11/move-over-frank-miller-or-why-occupy.html>

1.)



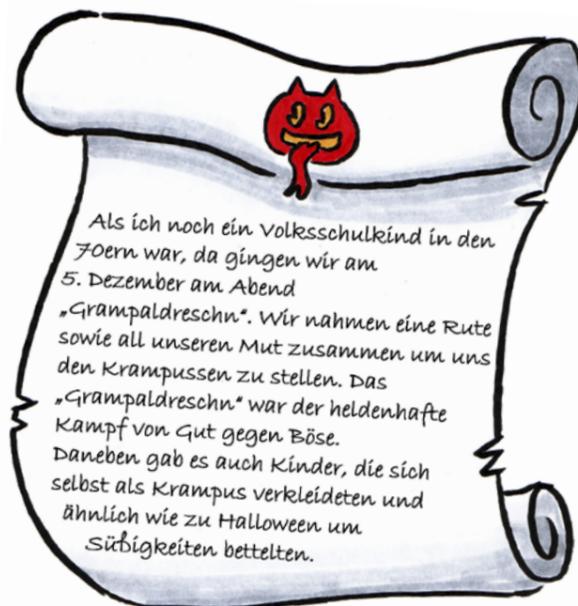
2.)



3.)



4.)



5.)



6.)



8.)



7.)



„liebe ist...“

Eine Anmerkung zu Homosexualität in der Gesellschaft im Gespräch mit Martina Weixler

Warum sehen manche Menschen Homosexuelle als ihre persönlichen Feinde an? Wie kann Hass gegen eine Minderheit entstehen? Und: Welche Gefahren bergen moderne Kommunikationsmittel wie Facebook und Twitter für diese und deren Ansehen in der Gesellschaft?

Neulich im „Standard“: Eine 22-jährige Amerikanerin wurde durch ein Leck in den Privatsphäre-Einstellungen auf Facebook unfreiwillig geoutet und stürzte in familiäre Turbulenzen. Der eigene Vater, Mitglied einer konservativen Religionsgemeinschaft, rief dazu auf, dass „alle Homos in ihre Löcher zurück sollen und die Hölle auf sie warte“.

Die „Kleine Zeitung“ berichtet von einem 13-jährigen Buben, der sich das Leben nahm, nachdem er ebenfalls auf Facebook als „Schwuchtel“ bezeichnet und ein fremdes Hardcore-Sex-Video auf seiner Facebook Seite gepostet worden war.

Die Fälle von Cyber-Mobbing, vor allem unter Jugendlichen im Schulalter, nehmen drastisch zu. Besonders bedenklich ist die Tatsache, dass dabei Homosexualität als „Makel“ innerhalb der Gesellschaft angesehen und als Waffe zur Erniedrigung eines Menschen benutzt wird.

Aufklärung

„Es ist wichtig, dass zu diesem Thema bereits in der Schule aufgeklärt wird, um gegen eine solche Diskriminierung vorzugehen und Fälle wie diese zu verhindern“, meint dazu Martina Weixler, Obfrau des Vereins der RosaLila PantherInnen (Schwul-Lesbische ARGE Steiermark). Gemeinsam mit ihren KollegInnen setzt sich die 22-jährige stark dafür ein, dass „Lesbisch- oder Schwul-Sein“ schon im Schulalter als etwas Natürliches und Selbstverständliches angesehen wird. Bereits im Alter von fünfzehn Jahren gründete sie ein Schulworkshop-

Team mit dem Namen „Liebeist“. Bis heute war sie mit dieser „Peer“-Group bereits in zahlreichen Schulen unterwegs, um Aufklärungsarbeit zu leisten. Der für zwei Schulstunden konzipierte Workshop ist interaktiv gestaltet und richtet sich vor allem an 14-18 Jährige SchülerInnen. Dabei verfolgt die junge Studentin klare Ziele: „Mein persönliches Anliegen ist es, jungen Menschen ein leichteres „Coming Out“ zu verschaffen und das Gefühl der Akzeptanz zu vermitteln. Jede/r sollte dazu stehen können, wie sie/er ist und auch in der Lage sein, sich gegen Mobbing zur Wehr zu setzen.“ Weiters sei besonders Prävention wichtig: „Schulklassen generell sollen sensibilisiert werden, damit es erst gar nicht mehr zu Mobbing kommt. Schwul oder lesbisch zu sein sollte nicht mehr uncool sein“. Die Schule sei doch ein Ort, wo Wissen für die Zukunft vermittelt wird. Dieses Wissen ist kostbar. „Bei uns ist das Thema in der Schule nie behandelt worden“, kritisiert Weixler und ergänzt, dass „zwar keineswegs etwas Negatives über ihre eigene Homosexualität in der Schule gesagt wurde, das Thema aber ignoriert wurde“. Durch ihr bemerkenswertes Engagement möchte sie vor allem auch LehrerInnen einen Anreiz geben diesen Umstand in der Zukunft zu ändern. „Geschichte, Deutsch, Psychologie oder Biologie, das sind alles Schulfächer, die sich anbieten, sich dem Thema anzunehmen“. Interessant ist auch, dass jene SchülerInnen, die sich Großteils in der schwierigen Phase der Pubertät befinden, durchwegs positiv auf die Arbeit der Gruppe reagierten. „Natürlich gab es aber auch Jugendliche, die uns nicht gerade respektvoll begegnet sind“, schildert Weixler. In 85-90 % der Fälle haben die jungen Leute aber durchwegs positiv reagiert. Dabei war spannend zu beobachten, dass viele TeilnehmerInnen anfangs skeptisch waren und sich dann aber im Laufe des Workshops interessiert und respektvoll zeigten. „Wir haben gespürt: Es verändert sich was. Dies spiegelte sich auch in den Feedback-Bögen, die wir am Ende unter den SchülerInnen verteilten, wider“, meint Weixler.

„Was denkst du jetzt über die Thematik?“, war eine der Fragen, die den Jugendlichen gestellt wurde. „Hier war das Feedback besonders gut. Viele sahen ihre Sichtweise auf Schwule und Lesben verändert“.

Offenheit und Humor

Kritischen SchülerInnen begegnen Martina Weixler und ihr Team mit „Offenheit und Humor“. „Beschimpfungen und Vorurteilen begegnet man nicht mit Ignoranz“, so die 22-Jährige. Es ist wichtig, solche Menschen mit ihren Argumenten zu konfrontieren und mit ihnen darüber zu diskutieren. „Zweifelsohne ist dies nicht mehr möglich, wenn ein gewisses Maß an Toleranz und gegenseitigem Respekt unterschritten wird“, ergänzt Weixler. Dazu sei es jedoch in keinem Fall gekommen. „Wir haben aber ‘Stop-Linien’ gezogen: Fragen, die unter die Gürtellinie gingen oder persönlich waren, haben wir nicht beantwortet.“ Auf solche oder ähnliche Situationen war das Team aber schon vorbereitet.

Klischeevorstellungen

„Unser Workshop ist vor allem an Jugendliche in der Pubertät gerichtet. Einmal waren wir aber auch in einer Jugendgruppe mit 9-12 Jährigen“. Weixler erzählt, dass es mit Kindern sogar leichter war, über das Thema Homosexualität zu reden, weil Menschen in diesem jungen Alter noch nicht so viele Klischeevorstellungen und Vorurteile haben bzw. diese noch nicht so verfestigt sind.

Stichwort Klischee: Ist es denn im Gymnasium leichter als in der Hauptschule oder Berufsschule über gleichgeschlechtliche Liebe zu reden? „Keineswegs“ erwidert Weixler, sie habe hier überhaupt keinen Unterschied gemerkt. „Die letzte Schule in der wir waren, war eine Klasse mit Maurern und Spenglern“. Auch in dieser Berufsparte, der traditionell das Vorurteil anhaftet besonders konservativ zu sein, gab es keine negativen Vorkommnisse. Die 16-jährigen zeigten sich sehr interessiert und gaben auch gute Feedbacks.

Katholizismus

Brennendes Thema ist auch, welchen Einfluss die katholische Kirche auf die Meinungsbildung gegenüber Homosexuellen ausübt. Der Katholizismus hat in Österreich einen fixen Platz in der Gesellschaft. 73,6 % der Bevölkerung bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche als Glaubensgemeinschaft. „Der Glaube selbst kann wenig anrichten. Die römisch-katholische Kirche an sich als Institution hat aber (noch) Aufholbedarf. Ihr derzeitiges Bild entspricht nicht mehr der Realität“, führt Weixler an. Viele Gebote und Moralvorstellungen führen zu Diskriminierungen. Hervorzuheben sind hier die zu tiefst verachtungswürdigen Beiträge der Internetplattform „kreuz.net“, von der sich die katholische Kirche laut einer Aussendung zwar ausdrücklich distanziert. Die Stellungnahmen zum Thema durch Vertreter der katholischen Kirche sind aber sehr vage.

„Ich hoffe, dass die Zahl der kritischen KatholikInnen zunehmen wird, denn die Realität ist eine andere. Was die katholische Kirche von sich gibt, entspricht bekanntermaßen zum Großteil nicht der Wahrheit. Vieles wird einfach zu wenig hinterfragt.“ Die zahlreichen Kirchenaustritte bestätigen aber die Tendenz der Gesellschaft, gewisse Sichtweisen der Kirche schrittweise zu hinterfragen. „Hier ist definitiv eine Wende in greifbarer Nähe“. Diese Menschen setzen Zeichen, es bedeutet allerdings nicht, dass sie keinen Glauben hätten. Sie finden ihn derzeit jedoch nicht im Katholizismus. Es bleibt zu hoffen, dass sich diese Trendwende auch positiv auf die schwule und lesbische Gemeinde auswirken wird.

Homophobie?

Warum haben Menschen Angst? Angst ist etwas Natürliches, sie hilft uns zu überleben. Warum aber haben Menschen Angst vor Schwulen und Lesben? „Es ist die Angst vor dem Unbekannten, dem Fremden und dem Anderem. Ich zähle mich hier auch dazu: Jeder hat Angst vor etwas Fremdem oder nicht Alltäglichem. Dazu

kommt, dass negative Assoziationen länger in unserem Gedächtnis verankert bleiben und man dazu neigt, Vorurteile zu bilden“. Es ist noch nicht lange her, da wurde Homosexualität als etwas Strafbares (§ 209 StGB wurde erst im Jahr 2002 entkriminalisiert) oder Krankes angesehen. „Aus dieser Zeit stammen daher auch negative

Überlieferungen, welche vor allem an unsere (Groß) Elterngeneration weitergegeben wurden“, ergänzt Weixler. Es bedarf also noch einer Menge Aufklärungsarbeit, welche erst in den nächsten Generationen wirklich zur Gänze Früchte tragen wird.

Christoph Grabuschnig

mein fluch

Ich habe ein Feindbild seit einigen Tagen. Und das, obwohl ich an sich ein friedfertiger Mensch bin, der sich vor allem um seine eigenen Dinge kümmert. Das hat mir bis vor kurzem Feindschaften erspart. Aber jetzt bin ich aufgebracht und meine Feindschaft gilt jenen verachtungswürdigen Kreaturen, die mit Erfolg daran gearbeitet haben, meinen Fußballverein zu zerstören.

In den 60er Jahren hat mein Vater mich zum ersten Mal zu einem Spiel mitgenommen in die Körösisstraße. In jenes kleine Stadion, das schon vor vielen Jahren ebenfalls Opfer meiner neuen Feinde geworden ist. Schon der erste Besuch eines GAK-Spiels brachte in mir eine Maschine in Gang, die seit nunmehr 46 oder 47 Jahren unablässig Emotionen und Bilder erzeugt, die weder zu zählen, noch zu beschreiben sind. Jeder Fußballfan weiß, was ich meine. Kein Tag vergeht, an dem man nicht an seinen Verein denkt.

Diese Maschine ist zwar nicht zum Stillstand gekommen dadurch, dass es meinen Verein nun nicht mehr gibt, aber sie arbeitet ohne Unterlass ins Nichts, in die

Dunkelheit hinein, die in mir entstanden ist.

Ich frage mich, was mir jetzt noch helfen kann.

Die Antwort ist einfach: Nichts!

Dennoch würde ich gerne wissen, welche Kreaturen es wie angestellt haben, meinen Verein zu zerstören. Am einfachsten wäre, wenn all jene tot umfielen. Möglichst bald. Und gleichzeitig. Dann hätte ich endlich Gewissheit.

Diese unmöglichen Gestalten da draußen, denen egal ist, was sie angerichtet haben, können das als Fluch auffassen.

Und sobald sie diesen Text lesen oder über Dritte davon Kenntnis erhalten, sind sie Gefangene meiner Spirale der Verachtung.

Und dem Fluch wehrlos ausgeliefert.

Denn mein Fluch kennt keine Unschuldsvermutung, keine Seilschaften, keine Bestechung und Gerichtsirrtümer.

Mein Fluch ist unfehlbar und gnadenlos.

Mike Markart



wortmülldeponie*

Wie Feindbilder Geschichte machen

Von „Parasiten“ (dt. „Schmarotzer“)

Seit Jahrhunderten gibt es Gleichsetzungen zwischen materiellem Abfall und Personen(gruppen), über welche abfällig gesprochen wird. Die Behandlung des „sozialen Abfalls“ verwendet Strategien, welche aus der Abfallbearbeitung bekannt sind. Ähnlich den wertenden Kriterien von Nutzbarkeit, Produktivität und Ästhetik für den Abfall definiert sich die Feindbildkonstruktion des „Parasiten“ über Etikettierungen wie: faul, unproduktiv, arbeitsscheu, schmutzig, unsauber. Im Vergleich zu den „Ehrlichen“ und „Fleißigen“ lebt er auf Kosten anderer. Da Ansteckungsgefahr besteht, ist jede Vermischung mit ihm zu vermeiden.

Antisemitismus

Schon der deutsche Dichter Herder bezeichnete 1787 Juden als „parasitische Pflanze, die sich beinahe allen europäischen Nationen angehängt und mehr oder minder von ihrem Saft an sich gezogen hat.“ Vor allem der reiche bzw. kapitalistisch agierende Jude (etwa als Bankier oder Börsenspekulant) wird als Ausbeuter bekämpft: „Ich sehe Tausende von Arbeitern (...) nach anstrengender Tagesarbeit (...) Es gehen aber auch Leute an mir vorüber, die nichts arbeiten, in kostbare Pelzmäntel gehüllt, mit feistem Genick und dicken Bäuchen. Es sind die Juden.“ (Streicher, 1922). In „Mein Kampf“ (1925/26) vergleicht Hitler Juden u.a. mit Vampiren, Spinnen oder Ratten.

Antiziganismus

Roma und Sinti wurden als „Zigeuner“, denen eine vererbte und daher unveränderbare „Asozialität“ anhafte, abgestempelt. Noch 1990 meinte Tobias Portschy, ehemaliger NS-Gauleiter im Burgenland:

„Sie wurden nicht deswegen sterilisiert, weil sie Zigeuner waren, (...) sondern weil sie asoziale Wesen waren. (...) Und Schmarotzer werden in der Natur immer bekämpft.“ Am Ende waren es mehr als 25.000 deutsche und österreichische Roma und Sinti, welche in den NS-Konzentrationslagern getötet wurden.

Verfolgung bettelnder und obdachlose Menschen

Im NS-System konnte jede/r, der „durch sein asoziales Verhalten die Allgemeinheit gefährdet“, in ein Konzentrationslager abtransportiert werden. Denn „es ist ein schweres Unglück für das deutsche Volk, wenn viele Tausende von Asozialen und Antisozialen als Parasiten in ihm leben, täglich am Eigentum und an Gesundheit ihrer Mitmenschen sich vergreifen, (...) und hemmungslos eine minderwertige Nachkommenschaft in die Welt setzen.“ (Gerecke, 1939). Alleine bei der Aktion „Arbeitsscheu Reich“ wurden 1938 rund 20.000 „Gemeinschaftsfremde“ in Konzentrationslager (an deren Eingang nicht selten der zynische Satz „Arbeit macht frei“ angebracht war) abtransportiert und dort als „Asoziale“ mit dem schwarzen Winkel gekennzeichnet. Zu den Verfolgten gehörten Obdachlose aber auch unangepasste Jugendliche, Arbeitslose, Suchtkranke, Prostituierte und Bettelnde.

Zeitgenössische Feind-Bild-Konstrukte

Das Bild vom Parasiten als zu beseitigender „Sozial-schmarotzer“ ist eines, das bis in die Jetzt-Zeit überlebt hat. So lobte Landeshauptmann Haider 1991 die NS-Politik („Im Dritten Reich haben sie ordentliche Beschäftigungspolitik gemacht ...“) und 2002 meinte die Kronen Zeitung: „Millionen von Menschen in unserem Land strömen Tag für Tag in die Fabriken, in die Büros, auf die Felder – arbeiten schwer, rackern sich ab. (...) dann sind da noch die anderen, die wissen, wie der Hase läuft. (...) Ohne einen Finger krumm zu machen. Oder vielleicht gar zu arbeiten. (...) Es sind

noch viele, sehr viele Schmarotzer, die da den Sozialstaat Österreich schamlos ausnützen.“

Gerade in wirtschaftlichen Krisenzeiten blüht der Sozialneid. Ressourcen sollen auf „echte“ ÖsterreicherInnen beschränkt werden. Objektivität vortäuschende Statistiken, welche altbekannte Feindbild-Stereotype – bis hin zur großen Kinderanzahl – strapazieren, sollen aufzeigen, wie benachteiligt InländerInnen seien: *„Es könne (...) nicht sein, dass Kriminelle und Schmarotzer aus aller Herren Länder bei uns ihre Taschen mit mehreren zehntausend Euro voll stopfen und in weiterer Folge auch noch unsere Straßen unsicher machen.“* (Strache, FPÖ, 2008).

Auch die aus dem Antisemitismus bekannte Verknüpfung einer „fremden“ Herkunft und einer „fremden“ Religionszugehörigkeit kehrt wieder: *„Unser Sozialsystem ist durch diverse Sozialschmarotzer und arbeitsscheue Zuwanderer, deren einziges Ziel darin besteht, sich auf unsere Kosten erhalten zu lassen fast nicht mehr finanzierbar geworden. Ihr einziges Bestreben besteht darin, so viele muslimische Kinder wie möglich in die Welt zu setzen, um das Christentum zu einer Minderheit werden zu lassen.“* (Zelenka, in NFZ der FPÖ, 2007) Ähnliches war auch bei der Wahlkampfveranstaltung der FPÖ vor kurzem in Graz zu vernehmen.

Das „Säubern“

Bis heute verbreitet ist der Wunsch, mit dem Übel „aufzuräumen“ und die Städte vom angeblichen Menschenmüll zu „säubern“. So meinte der deutsche CDU-Politiker Landoswky 1997: *„Es ist nun einmal so, dass dort, wo Müll ist, Ratten sind und dass dort, wo Verwahrlosung herrscht, Gesindel ist. Das muss in der Stadt beseitigt werden.“* Und in Graz erklärte BZÖ-Politiker Grosz bekanntlich ein Jahrzehnt später, mit dem Besen posierend: *„Wir werden Graz säubern und reinigen von den organisierten Bettlerbanden, von den*

kriminellen Elementen die unsere Jugend mit Drogen vergiften, von den Asylbanden die die zweitgrößte Landeshauptstadt Österreichs unsicher machen und vor allem vom verstaubten Filz der untätigen Altparteien im Grazer Gemeinderat.“

Heuschreckenschwärmen vs. verantwortungsvolle Unternehmen

Bankenskandale und Managergehälter weckten in den letzten Jahren aber auch bei Linken verstärkt Assoziationen, welche Anleihen nehmen am Bild des (jüdischen) US-Kapitalisten. So wie die deutsche Gewerkschaftszeitung der IG Metall einen vermenschlichten, Blut saugenden, Zigarren rauchenden Heuschreckenschwarm mit US-Hüten abbildete, verlautbarte der damalige SPD-Politiker Müntefering 2004: *„Wir müssen denjenigen Unternehmern, die die Zukunftsfähigkeit ihrer Unternehmen und die Interessen ihrer Arbeitnehmer im Blick haben, helfen gegen die verantwortungslosen Heuschreckenschwärme, die im Vierteljahrestakt Erfolg messen, Substanz absaugen und Unternehmen kaputtgehen lassen, wenn sie sie abgefressen haben.“*

Vorurteile und Klischees prägen sich also bewusst wie unbewusst in die Köpfe der Menschen ein – mit verheerenden Konsequenzen.

Joachim Hainzl

* Diese *ausreißer*-Kolumne wühlt in den Abfallbergen der Ignoranz und leuchtet Um- und Zustände aus, die die Vertreter selbiger lieber im unsichtbaren Dunkel beließen.

Der Fotograf Erich Lessing – er hat so viele Persönlichkeiten des politischen und künstlerischen Lebens fotografiert, dass eine Aufzählung allein Seiten füllen würde, seine Bilder des Ungarnaufstandes 1956 gingen um die Welt und in Österreich haben sich seine Staatsvertragsfotos ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben. Er war ein begehrter Set-Fotograf bei Hollywood-Produktionen wie „Moby Dick“ oder „Sound of Music“, aber er hat auch umfassende Kunstbände über den Louvre oder die British Library publiziert. Als Magnum-Mitglied hat er das „Jahrhundert der Reportage“ mitgeprägt und seine Bilder ziehen den Betrachter auch heute noch unvermindert in ihren Bann, wovon man sich in seiner vor kurzem eröffneten Galerie in Wien überzeugen kann.



Fotos: © Erich Lessing

**Schichtwechsel in der Oranja-Nassau-Zeche in Heerlen.
Niederlande, 1951**

Mit Erich Lessing zu sprechen heißt die Zwischentöne wahrnehmen, heißt die feinen Nuancen seiner Mimik registrieren, genau hinzuhören, aber auch die eigenen Worte mit Bedacht zu wählen. Denn Lessing

antwortet nicht leichtfertig, sondern besteht auf Präzision. Gerade deshalb ist er niemand, der meint, auf alle Fragen gültige Antworten präsentieren zu müssen. „Ich weiß, ich zuck' zu viel mit den Schultern, aber ich hab auf so viele Sachen keine Antwort.“ Ein Schulterzucken das Raum lässt und geben will.

Das Zitat „Geschichte als Sinnggebung des Sinnlosen“ von Theodor Lessing stellt er seinem Reportage-Band „Vom Festhalten der Zeit“ voran.

Doch wo beginnt Geschichte? Erich Lessing verlor beinahe seine gesamte jüdische Familie im Holocaust, seine Mutter wurde in Auschwitz, seine Großmutter in Theresienstadt ermordet, er selbst konnte nach Palästina flüchteten.

Zurück nach Wien kam er 1947 – und fotografierte einige Jahre später eines der Bilder, die, fast möchte man sagen ikonographisch, das Selbstbild Österreichs (mit)begründeten: Jenes Foto nicht von der Unterzeichnung, sondern von der Präsentation des Staatsvertrages am Balkon von Schloss Belvedere, das bis heute in allen Geschichtsbüchern zu finden ist. Geschichtsbücher, von denen so viele die Verbrechen des Nationalsozialismus, die dieser Szene vorangingen, über Jahrzehnte verdrängt, ignoriert, ausgeklammert oder verfälscht haben und dies zum Teil immer noch tun.

Die Rückkehr ist für ihn erst kein Anfang, sondern vielmehr die Begegnung mit einer kaum vorstellbaren Leere. Kann man wohin zurückkommen, wo niemand ist? Die Frage zu stellen fällt mir schwer, denn wie sehr es ihn auch heute noch schmerzen muss, zu antworten, kann ich nur erahnen. „Das Zurückkommen ist sicher nicht leicht. Die Stadt ist menschenleer. Übergeblieben sind die Überreste, manchmal die positiven, zum größten Teil die negativen.“ Eine Stadt und ihre Bewohner. „Die Stadt selber hat sich auch geändert, natürlich, zum Teil ist sie zerstört, zum Teil hat sie genauso ausgeschaut wie früher – war aber nicht dieselbe. Sie war

nicht unbedingt feindlich, sie war auch nicht unbedingt freundlich, sie war völlig neutral. So waren eigentlich auch die Menschen in ihr – aufgeteilt in freundlich, feindlich und sehr viele neutral.“

Auf die Frage nach der Erträglichkeit, antwortet er bestimmt: „Ja. Man kann schon einteilen, sicher.“ Angesprochen auf die Staatsvertragsfotos und ihre identitätsstiftende Wirkung antwortet er nach kurzer Pause: „Es ist sehr schwer worüber man spricht. Das Gefühl, das Sie heute haben, ist sicher nicht mit dem Gefühl vor immerhin mehr als 70 Jahren vergleichbar. Ich meine, man versucht, es zu evozieren, wieder hervorzuholen aber – schwer.“ Lessing erzählt auf seine eigene Weise, findet einen schmalen Grat zwischen privatem Schmerz und der Notwendigkeit öffentlicher Antworten.

Klar wird bald, dass Lessing Personen und Institutionen nicht in eins setzt, nichts hält von abstrakten Begriffskonstruktionen, die letztlich nur Fassade bleiben, sondern Urteile und Einschätzungen an konkreten Menschen und ihrem Verhalten festmacht.

Der Kreis, zu dem er selbst kurz nach seiner Rückkehr plötzlich Zugang fand, empfand er durchaus als „angenehm und kultiviert“, dazu zählten Leute wie Fritz Wotruba, Hans Weigel, Fritz Molden oder Ernst Häussermann – laut Lessing eine „Theatergesellschaft“, aber eine, „in der man leben konnte“. Denn gekommen war er „gar nicht mit der Absicht dazubleiben, sondern nach der Situation zu schauen, nach der Vergangenheit, ob irgendjemand doch überlebt hat, von dem man gehofft hat, dass er überlebt hat.“

Doch so sehr es Lessings Grundhaltung entspricht, den Einzelnen nicht zu generalisieren, zu schubladiieren, so sehr sieht er auch die Verantwortung der äußeren Umstände, die Menschen in ihrem Handeln beeinflussen. Diese Wechselwirkung sind Gegenstand seiner Bilder, die so die Komplexität der Abhängigkeit



Herbert von Karajan inspiziert einen neuen Jet-Trainer der Luzerner Pilatus-Werke. Schweiz, 1957

von Individuum und Verhältnissen sichtbar machen. So werden nicht selten auch Paradoxien offenbar – und diese sind in höchstem Maße politisch.

Erich Lessing ist Mitglied der berühmten Foto-Agentur Magnum und seine zutiefst humanistische Überzeugung prägt seine Arbeiten, auch wenn er heute die Macht des einzelnen Bildes weit geringer einschätzt, als in früheren Jahren, um genau zu sein, diese gänzlich negiert – Sachzwänge würden das Verhalten von Menschen weit mehr prägen, als jedes Bild dies vermöge. „Wir suchen immer noch dieselben Lösungen für dieselben Fragen. Nicht nur in der Fotografie, klar hat sich da sehr viel geändert, das Analoge ist digital geworden, aber es stehen immer noch alle hinter der Kamera und nicht davor.“ An anderer Stelle ist von Lessing zu lesen, dass selbst wenn eine Aktion nichts nützen wird, diese aber dennoch geschehen muss. „Das ist nicht nur eine Lebenseinstellung, sondern auch die Geschichte jeder Reportage, von der ich behaupte, dass sie sicherlich weder die allgemeine Bewusstseinslage der Bevölkerung noch der politischen Klasse, die an den Hebeln der Macht sitzt, beeinflusst, weil ganz andere Faktoren vorhanden sind – Geld, Wirtschaft, Machtverbindungen. [...] Aber dennoch muss man das zeigen, weil man nicht nur anwesend ist, sondern mit der Kamera dabei.“ Unmittelbar damit in Zusammenhang

steht die Frage nach der Objektivität: „Es gibt keine. [...] Du bist immer selektiv und daher bringst du deine eigene Persönlichkeit ein und das, was du siehst, wird durch deine Abneigung oder Zuneigung gefiltert.“¹

Vor der Kamera hatte Lessing sie alle: von Charles de Gaulle bis Herbert von Karajan, von Robert Kennedy bis Gregory Peck, er fotografierte Konrad Adenauer, Willy Brandt und Golda Meir ebenso wie Oskar Kokoschka oder Anthony Quinn.

Gefragt nach der Problematik von Nähe und Distanz, gerade auch zu Personen des öffentlichen Lebens, der



Sozialistischer Realismus: eine glückliche Bauernfamilie auf ihrem Traktor. Dorf bei Nowa Huta. Polen 1956.

Politik, hält er fest: „Ich habe das Gefühl, dass wir da in einer anderen Zeit leben. Die Menschen, auch die Politiker, hatten damals mehr Zeit – und nicht das ausschließliche Interesse, gut dazustehen. Das

Herstellen eines Verhältnisses zu einem Politiker ist eine reine Geschichte der Persönlichkeit, nie des Sich-Darstellens. Der erste Zugang war immer einfach, was heute nicht der Fall ist. Ich kenne einen sehr guten österreichischen Fotografen, der Bundeskanzler Faymann einmal einen Tag lang begleiten wollte – das war nicht möglich, einfach praktisch nicht möglich. Er hat's dann aufgegeben. Wenn man Kreisky angerufen hat und gesagt hat, ‚Herr Bundeskanzler‘ – oder zu der Zeit ‚Herr Außenminister, wann haben Sie eine halbe Stunde Zeit, dass ich zu ihnen komm‘?‘ hat er gesagt, ‚Geh, hör‘ auf‘ und dann ‚Ja, gut, also dann...‘. Lessing schweigt einen Moment und setzt mit hintergründiger Ironie hinzu: „Das war die unnahbare Persönlichkeit.“ Der Fotograf übt unmissverständlich Kritik an der heutigen Presselandschaft, mit deren Verengung auch das „Jahrhundert der Reportage“ zu Ende geht. „Wir waren 15 Fotografen, die alle gewusst haben, wo sie publizieren werden, nicht wie heute, 200 die keine Idee haben, was sie mit ihren Bildern machen werden.“ Und weiter: „Es gibt ja keine Zeitungen mehr.“ Wenn überhaupt dann „geht's um Mode oder Essen“, fügt er hinzu und ergänzt: „Es war nie einfach in unserem Beruf, auch ich bin immer ein Seiltänzer gewesen. Aber es war immer ein Netz da. Heute gibt es überhaupt kein Netz mehr.“ Auch deshalb empfiehlt er angehenden NachwuchsfotografInnen wohl, stattdessen lieber Schuheputzen zu lernen...

Erich Lessing erzählt Geschichten und Geschichte – im Interview, aber vor allem durch seine Bilder. „Den richtigen Moment muss man erwischen, aber dazu gehört auch immer ein bisschen Fortune“, bemerkt er verschmitzt. Wiederholt verweist er auf Bilder rundum – wir sitzen in seiner Galerie, die der 89-jährige letztes Jahr eröffnet hat. „Hier McCarthy, die wohl unsympathischste Persönlichkeit, die ich je kennengelernt hab. Er hat immer alle angeknurrt, da grade den Robert

Kennedy. 2 Minuten 30 haben genügt, das einzufangen. Aber alle anderen Sachen? Es ist schon wichtig den richtigen Moment zu erwischen, dort zu sein, aber wie Sie den richtigen Moment dann erkennen, nicht nur bei der Reportage, auch im richtigen Leben, naja...“ Eine Geste, ein Blick.

Lessings Antworten sind, im Gegensatz zu seinen Bildern, kaum auf den Moment bezogen, sondern überspannen und reflektieren Entwicklungen langfristig – und werfen Fragen auf, das ist ihre große Stärke. Sie bedeuten nachdenken, wie auch seine Bilder keine Lösungen anbieten, sondern Momente einfangen, die immer eine ganze Palette von Facetten bündeln.

Doch sich auf den Zufall zu verlassen, hat nichts mit professioneller Arbeit zu tun. „Man muss bei allen Ereignissen mitdenken. Was wird hier oder dort geschehen, was wird der nächste Schritt sein. [...] Zum Journalismus gehört das Vorausdenken.“²

Die Zeit des Betrachten und jene des Entstehens von Bildern – sie ist vielleicht der eigentliche Schlüssel zu den Fragen über die Möglichkeiten von Fotografie. Lessing hält die „große Zeit der Reportage“ für vorbei und weist einmal mehr auf die Wände rundum, die vollgehängt sind mit seinen Fotos. „Das sind alles Teile von Reportagen, aus denen dann ein, zwei Bilder als einzelne herausstechen. Klar, die anderen sind auch wichtig, decken aber etwas anderes ab. Die meisten dieser Fotos sind innerhalb von Ein-, maximal Zwei-Jahres-Perioden so nebenbei entstanden, das gibt's heute nicht mehr, das macht niemand mehr.“

Was für die Reportage gilt, machte Lessing auch zur Grundlage seiner Kunst- und Museumsfotografie, der er sich bereits seit den 1970ern intensiv widmet. Er hat beeindruckende Dokumentationsbände des Louvre oder der British Library fotografiert: Auch mir erzählt



Ein kleiner Bub trägt ein großes Stück Brennholz nach Hause. Budapest, 1956

er von dem Privileg, jahrelang an den Schlusstagen im Louvre oder im Kunsthistorischen Museum arbeiten zu können, „ohne japanische Gruppen, die entweder die Toiletten oder die Mona Lisa gesucht haben“.

Bilder brauchen Zeit, zum Entstehen und zum Betrachten. Zusammenhänge, Entwicklungen, Hintergründe sichtbar und nachvollziehbar zu machen, funktioniert nicht im Sekundenstakkato. Menschen brauchen noch mehr Zeit, um zu verstehen und verstanden zu werden.

Evelyn Schalk

Artikel ungekürzt auf <http://ausreisser.mur.at/online>, weitere Infos unter <http://lessingimages.com>, Fotogalerie Lessing, Weihburgg. 22 1010 Wien.

¹ Erich Lessing in: Vom Festhalten der Zeit. Reportage-Fotografie 19478 – 1973. Wien: Brandstätter, 2002.

² Ebda.

von hausfreunden und feindhäusern

Ein Einfamilienhaus hat einen Zaun, einen Garten, ein Gartentor, eine Garage bisweilen, einen gepflasterten Weg zur Haustür, ja eine Haustür überhaupt und mehrere relativ gleichmäßig verteilte Öffnungen mit Läden oder Jalousien, die gemeinhin Fenster genannt werden. Soweit eine Darstellung von außen. Im Inneren finden wir einen Vorraum oder Windfang, einen Flur, von dem Zimmer, Küche, Badezimmer, Abstellkammer und Treppenaufgang bzw. Kellertreppe zu erreichen sind. Der Keller ist geräumig und Anlass zur Vorrathaltung oder Fitnessbetätigung, während die Treppe nach oben durch weitere Zimmer in die Lagerstätte der Vergangenheit führt, dem Dachboden. Die Anzahl der Zimmer insgesamt stellt sich als variabel heraus, je nachdem wie viel Platz uns das Innere des Einfamilienhauses bietet: im Durchschnitt zwischen 80 und 120 Quadratmeter. Diese Fläche, nicht zwingend auf einer Ebene angelegt, wird von bestenfalls fünf Personen genutzt oder bewohnt, die vereinfacht als Einheit oder als Familie bezeichnet werden.

So sieht es also aus, das gebaute Idyll, das einen ganz bestimmten Lebensentwurf bedient, der gesellschaftlich hohe Akzeptanz hat. Es ist ein Sehnsuchtsort, dem Beschaulichkeit, Harmonie, Glück und Frieden eingeschrieben sind. Dieser Lebensentwurf betrifft eine konkrete Phase im Leben die, sollte es sie überhaupt geben, von relativ kurzer Dauer ist. Sie wird aber meistens als endgültig aufgefasst, für die Ewigkeit gedacht. Vom Besitz und vom Eigentum wird nicht mehr zurückgetreten, wodurch sich das Einfamilienhaus für die Entwicklung unserer Gesellschaft als Sackgasse herausstellt.

Vermehrt kommt es nämlich vor, dass, nachdem die Kinder außer Haus sind, nur noch eine Person auf eben dieser Fläche agiert, ohne dass hinterfragt wird, ob das einer angemessenen, leistbaren Flächennutzung

gleichkommt oder ob es zu einer permanenten Überforderung der jeweiligen Person führt. Diese Ein-Personen-Einheit hat die Verantwortung für eine Fläche, ein Volumen zu tragen, die eigentlich von einer Mehr-Personen-Einheit zu tragen wäre. Dies stellt ein eklatantes Missverhältnis von Haus, Person und Umfeld dar.

Die Ein-Personen-Einheit hat den Garten zu bestellen, gleichzeitig die Post hereinzuholen und das Auto in

„**Unsere Städte sind regelrecht umzingelt von Einfamilienhäusern und es liegt in der Verantwortung der StädteplanerInnen und ArchitektInnen endlich damit aufzuhören, den Menschen weiterhin derartig dumme Architekturen beziehungslos in die Landschaft zu stellen.**“

die Garage zu bringen, den Dachboden aufzuräumen, die Küche zu putzen und den Herd zu befeuern, die Betten zu machen, die Blumen zu gießen, die Vorhänge auf und zu zuziehen und den Hund Gassi zu führen, den Swimmingpool zu reinigen und den Zaun zu reparieren. Wenig Spielraum bleibt dann noch,

sich mit Dingen die außerhalb des Zauns stattfinden zu beschäftigen.

So wird das Einfamilienhaus zu einer zurückgezogenen privaten Einheit, die kaum etwas zu einem gemeinschaftlichen Leben beiträgt. Man lebt in einer Welt der Erinnerung, die einen eingefrorenen Zustand der Vergangenheit darstellt, jene glückliche und kurze Zeit in der die Kinder noch im Garten spielten. Es orientiert sich nicht an der Zukunft. Das gebaute Paradies als die architektonische Übersetzung dessen was als Idyll bezeichnet wird stellt sich als verklärtes Bild einer heilen Welt heraus.

Das Einfamilienhaus selbst steht Pate für dieses Bild. Es schottet sich nach außen hin ab, konzentriert sich auf sich selbst, nimmt ein Stück Welt für sich alleine ein, ein Stück Welt als Eigentum. Es beansprucht Friede, Freude und Eierkuchen nur für sich allein und tut so, als wäre alles in bester Ordnung. Es stellt sich dumm. Das zumindest ist die Geste des Einfamilienhauses. Nicht die allgemeine Beschaulichkeit lässt sich als Daseinsberechtigung eines Einfamilienhauses lesen, sondern vornehmlich die Eigenschaft des Hauses Grund zu sichern. Es ist die Markierung, die ein Stück Land als vergeben kennzeichnet. Einfamilienhausnutzer sind somit Besitzer und selten Bewohner, sie besitzen eine Markierung und weniger einen Ort zum Wohnen oder ein Idyll, wie es von denen, die Gründe für den Besitz nennen, gerne angegeben wird.

Mit dem Verharren in diesen Häusern, in diesen Besitztümern, die ihren Zweck, wenn überhaupt, nur kurze Zeit erfüllen, sind sie wie Gräber unserer Gesellschaft. Ein Spaziergang über den Zentralfriedhof tüncht uns nicht anders als jener durch die benachbarte Einfamilienhaussiedlung. Wir finden sowohl im einen als auch im anderen ein schweigsames Nebeneinander von Namensschildern, Schlafstätten und mit Blumen geschmückte, gepflegte Gärten. So unterscheiden sich Einfamilienhaussiedlungen in ihrer Grundrißtypologie kaum von unseren Friedhöfen.

Das Einfamilienhaus tut demnach augenscheinlich nichts. Es stellt sich einfach auf ein Grundstück, das so wie das Haus selbst Privateigentum ist und glotzt dumm,

ahnungslos und selbstzufrieden mit einem Schulterzucken in die Umgebung, die sein eigener Garten ist. Es erscheint harmlos.

So gesehen ist es ein merkwürdiges Feindbild. Wie kann etwas, das nichts tut außer in seinen eigenen Garten zu glotzen, zum Feind werden?

Durch seine Ignoranz, seine Beschränktheit und vermeintliche Unwissenheit einer Zukunft gegenüber. Durch seine Privatheit und Idiotie. Nicht nur, dass zwischen dem griechischen *idiotes* und dem *Privaten* ein Zusammenhang zu finden wäre. Im Paris gegen Ende des 19. Jahrhunderts finden wir zudem die ‚petites maisons‘. Die ‚kleinen Häuschen‘ sind nicht etwa eine berühmte Einfamilienhaussiedlung, sondern eine Pariser Irrenanstalt. Die aus dem Häuschen Seienden sind nichts anderes als ihre Insassen.

Unsere Städte sind regelrecht umzingelt von Einfamilienhäusern und es liegt in der Verantwortung der StädteplanerInnen und ArchitektInnen endlich damit aufzuhören, den Menschen weiterhin derartig dumme Architekturen beziehungslos in die Landschaft zu stellen. Mit dieser Positionierung gegen das Einfamilienhaus tut sich in unserer Gesellschaft zugleich ein neues Feindbild auf, nämlich jenes des/der Einfamilienhaus-GegnerIn. Er/sie ist bedrohlich, denn er/sie zerstört unsere Sehnsucht nach einer guten und heilen Welt. Es ist nämlich durchaus einfacher ein dummes Haus mit einem dummen Gartenzaun aufzustellen, anstatt darüber nachzudenken, wie wir heute gemeinschaftlich zusammen wohnen und leben könnten.

Claudia Gerhäuser und Franziska Hederer

Za zrnce

Malo, čisto malo vdanosti –
za zrnce, za seme:
potaknem ga
v cvetlični lonček
zblojene lobanje.
Morda vzklije, se razraste,
ob belih potkah živcev
razprede korenine.

Morda bo laže ...

Čarovnik

Vajeni ste bili čarovnikov,
ki so svojo moč
uporabljali v vašo zabavo.
Konec je s tem.
Kdor ima moč,
jo uporablja v svojo korist.
Začaram vas
v ptice brez kril –
da mi kričite pesmi trpljenja,
ki veličajo mojo moč.
Da mi ne pobegnete.
Začaram vas v ribe brez plavuti,
še brez trupa –
samo glave, obrnjene navzdol,
žejno hlatajo za vodo.
Voda je moja.
Začaram vas v kačo brez glave.
Začaram vas, v kar me je volja.
Brez moči ste!
Minil je čas človeških zabav.

Ein Körnchen

Ein bisschen, ein kleines bisschen Hingabe –
ein Samen, ein Körnchen:
ich pflanze es
in den Blumentopf
des irren Schädels.
Vielleicht keimt es, wächst aus,
schlägt Wurzeln
entlang der weißen Nervenfäden.

Vielleicht ist es dann einfacher ...

Der Zauberer

Ihr wart an Zauberer gewöhnt,
die ihre Macht
zu eurem Vergnügen verwendeten.
Damit ist es vorbei.
Wer Macht besitzt,
benützt sie zum eigenen Vorteil.
Ich verwandle euch
in Vögel ohne Flügel –
damit ihr mir Leidenslieder zuschreit,
die meine Macht verherrlichen.
Damit ihr mir nicht davonläuft.
Ich verwandle euch in Fische ohne Flossen,
auch ohne Leib –
nur Köpfe, nach unten gedreht,
schnappen durstig nach Wasser.
Es ist mein Wasser.
Ich verwandle euch in kopflose Schlangen.
Ich verwandle euch, in was ich will.
Ihr habt keine Macht!
Die Zeit der menschlichen Feste ist vorbei.



der feind meines feindes

Der Feind meines Feindes
ist auch mein Feind.
Doch wo ist er, dieser Feind?
Hardt und Negri sagen,
die Macht habe kein
eindeutiges Zentrum mehr,
sie sei vielmehr überall.
Ich sage,
es gibt keine Macht mehr,
wenn die Macht erst überall ist;

denn die Macht zeigt sich nur,
wenn sie von der Ohnmacht
unterschieden werden kann.
Ich sage,
die Macht ist nirgends,
außer in uns.
In uns ist der Feind.
Der Feind, das sind wir selbst.
Wir, die wir uns verleugnen,
um uns nicht umzubringen.

Clemens Schittko

IMPRESSUM

Chefredakteurin: Evelyn Schalk (esch) _ Redaktion: Ulrike Freitag, Gerald Kuhn _ AutorInnen: Claudia Gerhäuser, Christoph Grabuschnig, Joachim Hainzl, Franziska Hederer, Ralf B. Korte, Mike Markart, Neža Maurer, Markus Mogg, Clemens Schittko, Gerold Zuderstorfer _ Gestaltung: Andreas Brandstätter

VERLEGER UND HERAUSGEBER: **ausreißer** – Grazer Wandzeitung. Verein zur Förderung von Medienvielfalt und freier Berichterstattung

KONTAKT: **ausreißer** – Grazer Wandzeitung, c/o Forum Stadtpark, Stadtpark 1, A – 8010 Graz

Tel: +43 (0)316 827734-26 _ Evelyn Schalk, Tel: +43 (0)676 300933 _ schalk@mur.at

Email: ausreisser@gmx.at _ Internet: <http://ausreisser.mur.at> _ Newsletter: <http://ausreisser.mur.at/newsletter>

STANDORTE: Kunsthaus Graz, Schlossbergplatz Graz, Geidorfkino, Forum Stadtpark, Passage Palais Trauttmansdorff, Uni-Hauptbibliothek (Foyer), Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Hasnerplatz, das andere Theater, Fassade der Kirche St. Andrä, Fassade BAN – Sozialökonomischer Betrieb, KiG! – Kultur in Graz, Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit, Jugendtreffpunkt Dietrichskeusch'n, Jugendzentrum Mureck (JUZ), Theaterzentrum Deutschlandsberg, Marktplatz Deutschfeistritz, Landhaus Feuerlöscher (Prening)

Der **ausreißer** ist als kostenlose Faltausgabe zum Mitnehmen sowohl an den Standorten als auch bei zahlreichen weiteren Kunst-, Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen sowie in Cafés etc. erhältlich!

THEMA DER NÄCHSTEN AUSGABE: STREIK!

Der **ausreißer** ist ein offenes Medium, die Zusendung von Beiträgen somit herzlich erwünscht, die Publikationsauswahl liegt bei der Redaktion, es erfolgt keine Retournierung der eingesandten Beiträge.

Da der **ausreißer** auf Anzeigenschaltung verzichtet um tatsächlich unabhängig publizieren zu können, ist Eure Unterstützung besonders wichtig: Kontonummer: 50094094554, BA/CA, BLZ 12000

Die AutorInnen zeichnen für die Inhalte ihrer Beiträge selbst verantwortlich, die darin vertretenen Positionen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. © Die Rechte verbleiben bei den AutorInnen